unterrichten, welche Haltung die Vereinigten Staaten beobachten würden, falls Italien dringender Weise die Regelung seiner Ansprüche hinsichtlich Venezuelas verlangen sollte.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 16. Dezember.

Die weiteren Aufgaben des Reichstags.

Der Umstand, daß die Zollopposition mit Ausnahme der beiden Volksparteien den Kampf um den Zolltarif in einen Kampf um die Zeit verwandelt hatte, hat dem jüngsten Reichstags-Tagungsabschnitte seinen außerordentlichen, ja sensationellen Charakter aufgeprägt; er hat aber auch dazu geführt, daß erreicht worden ist, was noch beim Beginne der Verhandlungen als völlig unerreichbar erachtet wurde. Hatte doch der Präsident des Reichstages damals im Seniorenkonvent sich dahin ausgesprochen, daß vor der Weihnachtspause auf keinen Fall mehr als die zweite Lesung der Zolltarifvorlage erledigt werden könne, die dritte Lesung dagegen nach Abschluß der Etatsberatung im April zu erfolgen haben werde. Daß entgegen dieser allgemein getellten Annahme jetzt die Zolltarifvorlage im Reichstage verabschiedet werden konnte, ist von größtem Vorteil für unser ganzes Erwerbsleben, denn es eröffnet sich jetzt die sichere Aussicht, ungleich früher, als es andernfalls möglich gewesen wäre, zu festen und stetigen Zuständen in Bezug auf unsere Handelsbeziehungen zum Auslande zu gelangen. Mit dieser Aussicht wird zweifellos auch das Vertrauen in unser Erwerbsleben zurückkehren und damit die Voraussetzung für die Ueberwindung der jetzigen Stockung in der Industrie, in Handel und Verkehr geschaffen sein. Ein weiterer Vorteil der der Obstruktion zu dankenden raschen Erledigung der Zolltarifvorlage ist darin zu erblicken, daß zwischen dem Abschlusse der Verhandlungen und den bevorstehenden Reichstagswahlen ein längerer Zeitabschnitt liegt und demzufolge diese Wahlen nicht unter dem unmittelbaren Eindrucke aufstachelnder Scenen erfolgen, wie sie in den letzten Wochen im Reichstage sich abgespielt haben. Endlich ist durch die definitive Erledigung der großen gesetzgeberischen Aufgabe der Zolltarifvorlage freie Bahn für die ruhige Erledigung der gewöhnlichen Geschäfte des Reichstages geschaffen. Der Reichshaushaltsplan wird mit der Ruhe und Sachlichkeit beraten werden können, welche die schwierige Finanzlage des Reiches erheischt. Wenn es auch noch nicht die Aufgabe dieser Tagung des Reichstages sein wird, endgültige Beschlüsse über die Ordnung der Reichsfinanzen zu fassen, weil man dazu erst den Betrag der Mehreinnahmen aus den Zöllen in Folge des neuen autonomen Tarifs übersehen muß, so wird man sich doch über das Verhältnis der ordentlichen Einnahmen zu dem ordentlichen Ausgabebedarfe des Reiches völlig klar werden müssen und so den Boden für jene definitiven Beschlüsse zu ebnen haben. Daß, abgesehen von dem Reichshaushaltsetat dem Reichstage nur noch die dringlichsten gesetzgeberischen Vorschläge unterbreitet werden, liegt auf der Hand. Zu diesen dürfte aber jedenfalls die Novelle zum Börsengesetze gehören. Sie bildet bis zu einem gewissen Grade eine Ergänzung der Zolltarifvorlage; wenn in dieser gleichmäßig die Interessen der Landwirtschaft und der Industrie gewahrt sind, und wenn man von ihrer Verabschiedung eine Besserung unseres Erwerbslebens erhoffen darf, so bildet hierfür doch eine entsprechende Berücksichtigung der Bedürfnisse des Handels, insbesondere auch unserer Bank- und Börsenwelt, eine unerläßliche Voraussetzung. Nur wenn auch dieses wichtige Glied unseres heimischen Erwerbslebens mit voller Kraft mitzuarbeiten im stande ist, wird sich die Gesundung unserer Verhältnisse in der erwünschten Weise und in dem erwünschten Tempo vollziehen können. Deshalb ist es unerläßlich, daß in unmittelbarem Zusammenhange mit der grundlegenden Neuordnung unserer Zoll- und Handelsverhältnisse auch dazu geschritten wird, wenigstens diejenigen Bestimmungen des Börsengesetzes einer Revision zu unterziehen, welche dazu geführt haben, Treu und Glauben, die Grundlagen des ganzen Handels, vielfach in bedenklicher Weise zu erschüttern, dadurch die Tätigkeit unserer Börsen lahm zu legen und ihre Bedeutung für das heimische Erwerbsleben zu vermindern. Man wird vertrauen dürfen, daß dieselbe Mehrheit, welche mit solcher Energie für die Interessen der Industrie und der Landwirtschaft bei den Zolltarifverhandlungen zu sorgen gewußt hat, auch den Handel und seine Bedürfnisse berücksichtigen und ihm durch die Beseitigung der am schwersten empfindlichen Bestimmungen des Börsengesetzes sein Recht zu teil werden lassen wird. Alsdann wird man zweifellos von der jetzigen parlamentarischen Kampagne den Beginn einer wiederaufsteigenden Bewegung in unserem ganzen Erwerbsleben datieren können.

Zentrum und Sozialdemokratie.

Unter den Vorwürfen, die der nationalliberalen Reichstagsfraktion wegen ihrer Stellungnahme in der Zolltariffrage von linksliberaler Seite, ja auch aus dem eigenen Lager heraus, gemacht worden, spielt eine besondere Rolle der, die Fraktion habe sich durch diese Stellungnahme einer „reaktionären Masse" eingefügt und, entgegen den in Eisenach betonten Grundsätzen, vom Zentrum und den Konservativen sich ins Schlepptau nehmen lassen; ihre Selbständigkeit sei verspielt und künftig würden sie tun und lassen müssen, was die klerikal-konservativen Herren des neuen Bündnisses verlangten. Wir haben diesen Vorwurf schon wiederholt als unberechtigt zurückgewiesen und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Tatsachen ihn bald genug widerlegen würden. Inzwischen müssen auch den Blindesten die Augen darüber aufgegangen sein, daß wenigstens die in der Zolltariffrage auf der Seite der Reichstagsfraktion stehende nationalliberale Presse nichts weniger als gesonnen ist, den kirchenpolitischen Forderungen des Zentrums auch nur um Haaresbreite nachzugeben. Die nationalliberale Reichstagsfraktion denkt nicht anders. Und das Zentrum sorgt selbst dafür, daß der „Zöllnerbund" seine Wirksamkeit nicht weiter erstreckt, als eben auf die Zollfragen, und daß die Nationalliberalen, selbst wenn sie es nicht wollten, bei anderen Fragen ihre eigenen Wege gehen müssen. So besonders den Sozialdemokraten gegenüber, die bekanntlich das Zentrum hier bekämpft, um seine „Reichsfreundlichkeit" zu beweisen, und dort unterstützt, um mit dem „roten Gespenste" die Regierungen zu erschrecken. Dasselbe Spiel wird voraussichtlich bei den bevorstehenden Reichstagswahlen trotz aller gegenteiligen Behauptungen in Baden gespielt werden. Dort haben bekanntlich die Sozialdemokraten bei den letzten Reichstagswahlen drei Wahlkreise, die früher liberal vertreten gewesen waren — zwei nationalliberal, einer freisinnig —, erobert und zwar dank der Hilfe des Zentrums. Man glaubte nun vielfach, das Zentrum, das inzwischen mehr als jede andere Partei gelegentlich der Kämpfe um den Zolltarif mit der Sozialdemokratie aneinander geraten ist — wir erinnern nur an die Scene zwischen Herrn Bachem und den Sozialdemokraten —, werde sich diesmal gegen die Sozialdemokratie wenden. Nach einer Auslassung des führenden Zentrumsblattes muß man anderer Ansicht werden. Die „Kölnische Volkszeitung" schreibt nämlich:

„Trotz aller Agitationen werden die Sozialdemokraten Neueroberungen an Mandaten in Baden jedenfalls nicht machen, wohl aber dürften sie ihre drei bisherigen Mandate behalten, obwohl ihnen das Karlsruher Mandat abgenommen werden könnte, wenn die bürgerlichen Parteien sich verständigten; doch dahin dürfte es kaum kommen. Das Zentrum beabsichtigt, in Karlsruhe und Mannheim eigene Kandidaten aufzustellen".

Eine eigene Kandidatur des Zentrums in Karlsruhe dürfte selbstverständlich nicht zur Erleichterung der Verständigung zwischen den bürgerlichen Parteien in der Landeshauptstadt beitragen. Das Zentrum hat in Karlsruhe seit dem Jahre 1884 keinen eigenen Kandidaten mehr aufgestellt, so daß schon dadurch die Notwendigkeit einer eigenen Kandidatur verneint wird. Aber mag das Zentrum auch immer eigene Kandidaten aufstellen, so brauchte man die Lage doch keinesfalls so pessimistisch anzuschauen, wie die „Kölnische Volkszeitung", wofern nur die bürgerlichen Parteien sich bei der Stichwahl auf ihre Pflicht besinnen. Im Wahlkreis Karlsruhe erhielten bei den letzten allgemeinen Wahlen die bürgerlichen Parteien in der Hauptwahl 15 600 Stimmen gegen 9000 sozialistische Stimmen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Sozialdemokratie diese 9000 Stimmen offenbar nur dem Umstande zu verdanken hatte, daß von vornherein zahlreiche Zentrumswähler für sie stimmten, denn sonst hätte die Partei, die zwischen 1890 und 1893 nur um 400 Stimmen zugenommen hatte, sicherlich nicht zwischen 1893 und 1898 um 3200 Stimmen zugenommen. Wie dem auch sei, aus dem Plus der bürgerlichen Parteien von 6600 Stimmen bei der Hauptwahl ergibt sich zur Evidenz, daß zum mindestens in Karlsruhe die Sozialdemokratie nicht wieder zu siegen brauchte. In Pforzheim betrug der Vorsprung der bürgerlichen Parteien bei der Hauptwahl allerdings nur etwa 3000 Stimmen, aber auch diese Differenz sollte genügen, um bei den nächsten Wahlen den Wahlkreis in der Stichwahl, zu der es zweifellos wieder kommen wird, den Sozialdemokraten abzunehmen. Weniger günstig liegen die Aussichten der bürgerlichen Parteien in Mannheim. Hier ist von Wahl zu Wahl eine sprungweise Zunahme der Sozialdemokratie zu beobachten gewesen. Bei den Wahlen von 1887 erhielten sie wenig über 5000 Stimmen, im Jahre 1890 bereits 8700, bei den Wahlen von 1893 über 10 000 und bei den letzten allgemeinen Wahlen 15 244 Stimmen. Die sozialdemokratische Stimmenziffer hatte sich demnach in elf Jahren um das Dreifache vermehrt. Dem gegenüber ist keine Zunahme, sondern sogar eine — wenn auch geringe — Abnahme der bürgerlichen Stimmen zu verzeichnen gewesen; bei den Wahlen von 1893 wurden in der Hauptwahl noch 18 800 bürgerliche Stimmen abgegeben, bei den letzten allgemeinen Wahlen nur noch 17 800. So sind also in Mannheim die Chancen der bürgerlichen Parteien, selbst wenn sie zusammenhalten, nicht allzu groß. Die beiden anderen Wahlkreise hingegen könnten sehr wohl der Sozialdemokratie abgenommen werden. Der schon jetzt zur Schau getragene Pessimismus der „Kölnischen Volkszeitung" zeigt freilich, daß dem badischen Zentrum nicht viel daran gelegen ist, dieses Resultat herbeizuführen. Für die Nationalliberalen ist dadurch von selbst die Notwendigkeit gegeben, ihre Wege allein zu gehen, in Karlsruhe und Mannheim direkt gegen das Zentrum.

Italien und die Handelsverträge.

In der gestrigen Sitzung der italienischen Deputiertenkammer führte in Beantwortung mehrerer Anfragen Minister Prinetti aus: Ich muß vor allem erklären, ich habe bisher keine amtliche oder halbamtliche Mitteilung, betreffend die Kündigung der gegenwärtig geltenden Handelsverträge erhalten, ich bin auch nicht im stande, hierauf bezüglich etwas vorauszusagen, denn ich habe keine Kenntnis von der Absicht, die jede der andern Regierungen haben mag, ihren Vertrag zu kündigen oder nicht zu kündigen. Ich halte es für nutzlich, einen Irrtum zu zerstreuen, in den ich in dieser Kammer und anderswo oft diejenigen geraten sehe, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen. Es ist nicht richtig, daß, wenn die Handelsverträge am 31. Dezember nicht gekündigt sind, sie als ein Jahr über die Ablaufsfrist verlängert angesehen würden und die Mitternacht des 31. Dezember von den Interessenten mit all der Angst erwartet werden müßte, die ehemals das Herannahen des Jahres 1000 verursachte. Nein! Nach dem 31. Dezember kann täglich gekündigt werden, und die Verträge werden genau nach einem Jahre, vom Tage der Kündigung an gerechnet, ablaufen. Was die Zukunft anlangt, die auf dem so wichtigen Gebiete der Handelsbeziehungen unserem Lande bevorstehen kann, glaube ich, nichts an dem im Mai 1901 Gesagten ändern zu müssen. Ich glaube nicht, daß wir sehr ernsten Schwierigkeiten in den demnächstigen Verhandlungen mit Deutschland entgegengehen. Ich bin noch tiefer, wie damals, überzeugt, daß die Grundlage zur Regelung der Handelsbeziehungen beider Länder keiner wesentlichen Aenderung unterworfen wird. (Bravo! Sehr gut!) Der gegenwärtige Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn ist — das darf man nicht vergessen — bedeutend vorteilhafter für Oesterreich-Ungarn als für uns. Die in Oesterreich-Ungarn mit lauter Stimme die Kündigung des Vertrages verlangen, erheben, wie jedermann weiß, nur eine einzige Beschwerde, nämlich die bekannte Weinklausel. Die Klausel in ihrem gegenwärtigen Wortlaute erfährt in Oesterreich, und besonders in Ungarn, großen Widerspruch wegen des durch sie eingeführten ermäßigten Tarifs und weil Frankreich noch am 31. Dezember 1903 für Weine die gleiche Behandlung verlangen könnte, die es sich verpflichtet hat, nicht vor dem 31. Dezember 1903 zu verlangen. Der Minister führte weiter aus: So weit Italien in Betracht komme, werde es, obgleich der bestehende Vertrag kaum für Italien günstig sei, stets von dem Gefühl großer Mäßigung, welche seine Haltung in diesem ganzen Zeitraume handelspolitischer Streitigkeiten, der schon so lange anhalte, bestimmte, beseelt bleiben und den gegenwärtigen Vertrag nicht kündigen. Es komme auf die Entscheidung, die Oesterreich-Ungarn treffen werde, nicht an. Wenn Oesterreich-Ungarn den Vertrag kündige, würden die italienischen Vertreter in die Verhandlungen über neue Vereinbarungen den Geist hoher Billigkeit und den lebhaften Wunsch, zu einer schnellen Entscheidung zu kommen, mitbringen; aber sie würden nicht umhin können, alle Positionen des Vertrages einer Nachprüfung zu unterziehen, um zu einer neuen Einigung zu kommen. Unparteiisches und objektives Studium werde den vollen Wert der Ermäßigungen, den der Vertrag mit Oesterreich-Ungarn auf den bestehenden allgemeinen italienischen Tarif zusicherte, derart ins rechte Licht setzen, daß man Italien den freien Eingang seiner Weinerzeugnisse in Oesterreich-Ungarn nicht werde verweigern können. (Lebhafte Zustimmung.) Wenn man erwäge, daß allein in Holz und Pferden nach Italien für etwa 60 Millionen Lire größtenteils aus jenen Gegenden eingeführt werde, wo man am meisten gegen die italienischen Weine schreie, komme man zu der Ueberzeugung, daß auch bei dem jetzt geltenden italienischen Generaltarif, der außerdem mit Leichtigkeit durch ein einfaches königliches Dekret um 50 Prozent erhöht werden könne, Italien zu der auf ausgiebigen billigen Grundsätzen beruhenden Verhandlung gerüstet sei. Er glaube, daß der gegenwärtige italienische Generaltarif genüge, um eintretenden Falles als Grundlage zu Verhandlungen über einen neuen Vertrag mit der Schweiz zu dienen. Wenn übrigens wider alles Erwarten die Aufstellung eines neuen Generaltarifes notwendig erscheinen sollte, könne er versichern, daß die zu diesem Zwecke beim Ministerium für Ackerbau und Handel gebildete Kommission alle erforderlichen Elemente derart zusammenbrachte, daß der neue Tarif in kürzester Zeit aufgestellt und der Volksvertretung zur Genehmigung unterbreitet werden könnte. (Lebhafte Zustimmung auf allen Seiten.) — Die Fragesteller erklären, sie seien durch diese Information zufriedengestellt. Und zufrieden können auch die Mehrheitsparteien des deutschen Reichstages sein, denn aus Prinettis Erklärung ergibt sich, daß ihr soeben abgeschlossenes Werk wenigstens dem Abschluß eines neuen Handelsvertrages mit Italien keine ernsten Schwierigkeiten bereiten wird.

Deutsches Reich.

△ Berlin, 15. Dezember. (Kundgebungen aus der nationalliberalen Partei.) In den ernsten, stellenweise sogar sehr heftigen Erörterungen der Presse aus dem eigenen Parteilager, die sich nicht mit dem Vorgehen der Mehrheit der Reichstagsfraktion einverstanden erklärten, ist zugleich doch immer die Warnung vor Spaltungen aufgetreten. Die Fälle des Professor Lotz in München, der seinen Austritt aus der Partei erklärte, wie der Vorgang in Leer (Ostfriesland) stehen unserer Kenntnis nach ganz vereinzelt da. Von den Parteiblättern, die von Anfang an mit voller Offenheit, aber doch immer maßvoll und unter Würdigung der Lage, in der sich die Fraktion befand, ihre Kritik übten, schreibt heute die „Königsberger Allg. Ztg." am Schluß ihres Leitartikels:

„Solche Offenheit ist gerade im Interesse der nationalliberalen Partei selbst; denn neben der öffentlichen Kritik gibt es eine stille und viel gefährlichere: sie besteht darin, daß die Wähler sich von der Partei einfach abwenden. Allein nachdem diese öffentliche Aussprache in sehr ernstem Tone stattgefunden, scheint uns die Sache auch endgültig erledigt zu sein. Es darf daran erinnert werden, daß die Herren Bassermann, Sattler usw. sich tatsächlich in einer sehr schwierigen Lage befanden, als sie sich zu entscheiden hatten. Sie waren unmittelbar Zeuge, in welch empörender Art die Sozialdemokraten von der Macht der Obstruktion Gebrauch machten, und sahen nun in dem Bedürfnis, diesen Terrorismus im Reichstag nicht aufkommen zu lassen, keinen anderen Ausweg, als den, welchen die Mehrheitsparteien mit dem Antrag Kardorff einschlugen. Wir zweifeln nicht, daß die starke Opposition, die ihr Verhalten innerhalb der nationalliberalen Partei im Lande hervorgerufen, die Herren davon überzeugt hat, daß es für die nationalliberale Partei verderblich sein würde, wenn sie ähnliche Enttäuschungen seitens ihrer Führer wieder erleben sollte, und sie werden daher gewiß selbst dafür sorgen, daß die Wiederkehr einer derartigen Enttäuschung vermieden werde. Das wird die beste Garantie dafür sein, um ernstliche Spaltungen innerhalb der Partei — vor denen wir dringend warnen — zu vermeiden und die Politik, wie sie in Eisenach betont wurde, zur Tat werden zu lassen".

In völliger Uebereinstimmung mit unserer früheren Darlegung der Gründe, welche die Mehrheit der nationalliberalen Reichstagsfraktion zu ihrer Haltung notwendiger Weise drängen mußten, entwickelt auch die „Köln. Ztg." nochmals diese Beweggründe und schreibt u. a.:

„Sie (d. h. die Verständigen unter den Kritikern der Fraktion) richten deshalb ihren Tadel weniger gegen den Inhalt des Kompromisses, als gegen die Art, wie man ihn parlamentarisch Geltung verschafft hat, hauptsächlich gegen die Annahme des Antrages Kardorff unter den § 1 des Zolltarifgesetzes, also gegen die Enbloc-Annahme der Kommissionsbeschlüsse. Die Sprecher der Reichstagsfraktion haben nun selbst keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch sie dieses summarische Verfahren durchaus nicht als das Ideal parlamentarischer Behandlung betrachten, aber da ihnen nur die Wahl blieb, ob sie in der parlamentarischen Werkstatt angesichts der mit allen Mitteln der Rücksichtslosigkeit kämpfenden Obstruktion Hammer oder Amboß sein wollten, so zogen sie es vor, Hammer zu sein. Daß die Obstruktion sich nicht durch Schmeicheln und Streicheln mit Samthandschuhen zähmen ließ, hatte sie bewiesen; wenn daher der Zolltarif und mit ihm die Würde des Reichstages, soviel davon noch zu retten war, in Sicherheit gebracht werden sollten, so bedurfte es kräftiger Mittel. Man hätte zu dem Zweck die Geschäftsordnung ändern können, aber man zog es vor, einen Weg zu gehen, an dem man kein Verbot angeheftet fand und der deshalb, selbst wenn er ein Abweg von dem Brauche des Hauses ist, gangbar war. Es läßt sich ja darüber streiten, ob es kein anderes Mittel gab, aber bessere Vorschläge wissen auch die Kritiker nicht zu machen, und wer es unternimmt, aus solchen Formalien den Vertretern im Reichstage einen Strick zu drehen, während sie in heißem Bemühen bestrebt sind, der Sache zum Siege zu verhelfen, der verrät, daß er entweder in seinem Herzen mit den Gegnern des Zolltarifs im Bunde ist, oder daß sein politisches Verständnis über den ersten besten Strohhalm stolpert, den es am Wege findet."

Die unbedingten Zustimmungserklärungen zum Verhalten der Reichstagsfraktion mehren sich aber täglich; so ist auch aus Schweinfurt eine Vertrauenskundgebung für die Fraktion gekommen.

* Berlin, 15. Dezember. Die Uebersicht über die namentlichen Abstimmungen zum Zolltarifgesetz in der Schlußsitzung des Reichstags am 13./14. Dezember liegt jetzt in vier Listen vor. Für den Kompromißantrag Herold und Genossen haben gestimmt 52 Deutschkonservative, die gesamte Reichspartei, das Zentrum — außer dem Abgeordneten Szmula, der sich der Stimme enthielt —

Trockenboden finden sie das Bett und das Sofa, das Bett fein säuberlich aufgeschlagen, Matratze und alle Kissen darin.

Kurt Gravenhorst lacht, daß ihm die Tränen in die Augen steigen. Auch Frau Schütze macht gute Miene zum bösen Spiel; nur Lieschen Schütze, ein junges Mädchen Anfang der Zwanzig, blickt mit betrübter und vorwurfsvoller Miene auf den alten Burschen, der ingrimmig neben ihr steht und in ohnmächtigem Zorn die Hände ballt.

„Na wartet, das sollt ihr mir büßen!" grollt er und nimmt sich vor, beim Frühschoppen den übermütigen Jungburschen, die ihm diesen Possen gespielt haben, ordentlich die Wahrheit zu zeigen. Doppelt ärgerlich ist ihm, daß die „filia hospitalis" Zeugin seiner Blamage ist, daß wieder einmal vor ihr seine Ohnmacht enthüllt ist, sich auf der Kneipe das richtige Maß aufzuerlegen. Wie oft hat er ihr nicht versprochen, mäßig zu sein und nicht über ein gewisses Quantum hinauszugehen! Ihm liegt sehr viel an ihrer guten Meinung, denn er ist ihr zu Dank verpflichtet, und ihr liebenswürdiges, fürsorgliches Wesen hat es ihm längst angetan.

Jetzt verbirgt er seine Verlegenheit und sein schlechtes Gewissen unter einer eifrigen Geschäftigkeit. Mit Gravenhorsts und Frau Schützes Hilfe wird die Bettstelle auseinander genommen und die Matratze und das Sofa werden hinuntergeschafft und an ihrem gewohnten Platz aufgestellt.

Dann ziehen sich die Philense und ihre Tochter zurück. Karl Sägmüller steckt den heißen Schädel, der ihm brummt, als triebe eine Schar von Hornissen ihr Unwesen darin, in die kühlende Waschschüssel. Er hat eben seine Toilette vervollständigt, als Lieschen Schütze zurückkehrt und das Frühstück bringt. Mit zart empfindendem Gemüt weiß sie den Wünschen ihres Mieters zuvorzukommen, indem sie ihm zugleich mit dem Kaffee den wohltuenden Hering vorsetzt.

Der alte Bursche ist gerührt. Zerknirscht und kleinlaut fragt er: „Sind Sie mir böse, Fräulein Lieschen?"

Es zuckt gar bitter um die Mundwinkel des jungen Mädchens, und in ihren Mienen zuckt es, als könne sie nur mit Mühe ein lautes Weinen zurückhalten.

„Ich habe ja nicht das Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen", erwiderte sie zurückhaltend.

„Doch — doch", sagt er eifrig und hascht nach ihrer Hand, „doch Fräulein Lieschen! Ich weiß ja, Sie nehmen Anteil an mir", fährt er, ganz im Banne seines moralischen Katzenjammers, fort, „mehr als ich es verdiene. Aber wahrhaftig, Fräulein Lieschen, von heute ab will ich ein anderer werden. Sie sollen sehen, ich werde solide, ich setze mich auf die Hosen und ochse, und im nächsten Semester steige ich ins Examen."

Ueber ihr Gesicht geht ein frohes Aufleuchten. Sie glaubt immer noch an ihn, obgleich er schon so oft Besserung gelobt und eben so oft wieder in sein altes Bummelleben verfallen ist.

„Werden Sie heute ins Kolleg gehen?" fragte sie schüchtern.

„Gewiß, gewiß!" antwortet er und errötet unwillkürlich. Er hat noch gar kein Kolleg belegt, weil er die „unnötige" Ausgabe scheut. Die Quästur hat ihn schon zweimal gemahnt. Jetzt nimmt er sich im stillen vor, das billigste „Publikum", das es gibt — es kostet nur fünf Mark für das ganze Semester — noch heute zu belegen.

Er packt nun auch vor ihren Augen die Kollegienmappe und geht, nachdem er sein Frühstück verzehrt hat, davon — zum Vor-Frühschoppen.

Um elf Uhr kehrt er zurück. Gleich darauf erscheint Fräulein Lieschen abermals.

„Die Waschfrau hat Ihre Wäsche gebracht", berichtet sie und legt eine Anzahl weißer Hemden, Kragen, Manschetten usw. auf den Tisch.

„Wie viel macht es denn?" fragt er mit unsicherer Stimme und greift in seine Tasche.

Fräulein Lieschen aber macht eine abwehrende Handbewegung.

„Lassen Sie nur, Herr Sägmüller", sagt sie, „ich habe es ausgelegt, Sie können es mir ja am Ersten zurückerstatten."

Er nickt sehr befriedigt, dann setzt er sich ostentativ an den altväterischen Schreibtisch und baut eine Anzahl Bücher neben sich auf. Leise, mit zufriedenem Gesicht schleicht Lieschen Schütze aus dem Zimmer. Ihre schwärmende Mädchenphantasie gaukelt ihr allerlei liebliche Zukunftsbilder vor. Karl Sägmüller geht ins Examen und besteht es mit Glanz — hat er doch bereits nach dem sechsten Semester sein „Physikum" wirklich und wahrhaftig gemacht. Wie oft hat er nicht auf diese unbestreitbare Tatsache gepocht und sich selbst, sowie seinen immer ungeduldiger mahnenden Vater damit getröstet! Nach bestandenem Examen läßt er sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder und dann, nach einiger Zeit, nachdem er sich eine auskömmliche Praxis erworben hat, gründet er seinen eigenen Herd. Die Wangen der liebenden filia hospitalis röten sich und ihr stürmisch pochendes Herz erwägt die Möglichkeit, daß sich dann ihre schönsten Träume verwirklichen können.

Lieschen Schütze hat sich mit einer Handarbeit an dem Fenster des Wohnzimmers niedergelassen. Plötzlich fährt sie erschrocken in die Höhe. Ihr entsetzter Blick sieht, wie ein einfach gekleideter Mann mit energischen Schritten auf das Haus lossteuert. Ein finsterer, entschlossener Zug beherrscht die grobgezeichneten Züge — sie erkennt es genau vom Fenster aus. Sie kennt den Mann und sein grobes rücksichtsloses Wesen. Wie der Blitz fährt sie zur Tür hinaus und hinüber in Herrn Sägmüllers Zimmer.

„Herr Neubert!" schreit sie hinein.

Das Wort wirkt wie ein Alarmschuß auf den Studenten. Er fliegt von seinem Stuhl empor, stürmt auf den Flur hinaus und klinkt auf Gravenhorsts Tür. Aber der Kommilitone ist nicht zu Hause, die Tür verschlossen.

„Wohin?" stöhnt der Student, während sich eine fieberhafte Angst in seinen verzerrten Mienen spiegelt. Neubert ist sein Cigarren- und Tabakslieferant. Seine Rechnung bei ihm beläuft sich auf nahezu hundert Mark und er holt schon längst nichts mehr auf Pump von ihm. Ihre geschäftlichen Beziehungen beschränken sich jetzt nur noch darauf, daß der gröbste aller Philister immer ungestümer zum Zahlen drängt. Aber woher Geld nehmen zum Schulden zahlen, wenn der von dem erzürnten Vater verkürzte Wechsel kaum zum Bestreiten der unumgänglichen Ausgaben hinreicht?

„Wohin?" stößt er in höchster Verzweiflung hervor, denn schon poltert der Cigarrenfritze die Treppen hinauf. Lieschen öffnet schnell die Tür zu ihrer Wohnung. Zum Glück ist die Mutter in der Küche beschäftigt. Aufatmend stürzt sich der Bedrängte in das Zimmer der Philense. Die ofenmutige filia hospitalis aber bleibt draußen, um den Mahner zu empfangen. Mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln begrüßt sie ihn.

„Doktor Sägmüller zu Hause?" fragt der Cigarrenhändler kurz angebunden.

„Ich bedaure, nein. Vor einer Viertelstunde ist er ausgegangen."

„So?" Herr Neubert sieht die ihm Gegenüberstehende argwöhnisch von der Seite an. Dann schreitet er ohne weiteres auf die Bude des Studenten los. Will mich doch selbst 'mal überzeugen."

Mit zornig gerunzelten Brauen sieht er sich im Zimmer um. Wahrhaftig, zu spät! Mißtrauisch wirft er sich der Länge nach auf den Fußboden und späht unter Bett und Sofa. Wütend sich die Lippen vor ärgerlicher Enttäuschung zerbeißend, tritt er wieder auf den Flur hinaus. Schon sieht er an der Treppe und Lieschen Schütze atmet erleichtert auf. Da plötzlich scheint ihm ein anderer Gedanke zu kommen und rasch, noch ehe ihm das entsetzte junge Mädchen zuvorkommen kann, tritt er in die Wohnung ihrer Mutter ein. Zitternd und bebend folgt sie ihm. Aber welch ein Wunder, von dem Gesuchten keine Spur! Herr Neubert forscht zornig im Zimmer umher, und wirft auch einen Blick in das Nebengemach, dann zieht er sich, an seinem Schnurrbart kauend, zur Tür zurück. Hier dreht er sich noch einmal um.

„Sagen Sie dem Doktor Sägmüller", ruft er wutentbrannt, „daß ich wiederkomme, und daß ich ihn schon einmal erwischen werde, und wenn er dann nicht gutwillig zahlt, mache ich ihm einen Höllenskandal und ich geh' nicht eher weg, bis er wenigstens eine Abschlagszahlung geleistet hat. Sagen Sie ihm das, dem — dem Studiosus nihil!"

Damit schmettert er die Tür hinter sich ins Schloß und verschwindet. Fräulein Lieschen steht einen Augenblick wie betäubt und preßt ihre Rechte auf das wild pochende Herz. Dann späht sie ängstlich auf den Flur hinaus. Gottlob, der Schritt des Treuphilisters verklingt auf der Treppe.

„Herr Sägmüller", wispert sie, zurückkehrend, und sieht sich suchend im Wohnzimmer um. Da öffnet sich die Tür des Kleiderschrankes und dunkelrot, erhitzt kommt der alte Bursche zum Vorschein.

„Ist er fort?" flüstert er.

Sie nickt lächelnd. Aber schon im nächsten Augenblick verschwindet der freundliche Ausdruck von ihrem Gesicht und ein zwiespältiges Gefühl beschleicht sie. Sie weiß nicht, soll sie ihm zürnen oder Mitleid mit ihm haben. Verlegen, beschämt, das Haupt auf die Brust sinken lassend, steht er vor ihr. Da siegt das Mitleid in ihr.

„Gehen Sie nur wieder an Ihre Arbeit!" sagt sie, ihm ermutigend zunickend. „Ich passe auf."

Und während er kleinlaut aus dem Zimmer schleicht, kehrt sie zu ihrem Stuhl am Fenster zurück, um weiter die Vorsehung für ihn zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)